



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Ludwig-Dohm, Max: Sturm : Roman : (Fünfte Fortsetzung)

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

derselbe bereits vorbeigefahren war. Als die „Hohenzollern“ am späten Abend Bergen verließ, waren noch unzählige Rähne versammelt, welche das Abfahren des Schiffes mit immer neuen Hurrahs begleiteten, während am Lande Feuerwerk abgebrannt wurde.

Am 26. und 27. ging die Fahrt direkt nach Wilhelmshaven. Die ziemlich bewegte See tat jedoch der Heiterkeit an Bord keinen Eintrag, zumal da kein Regen eintrat und somit das Wetter den beständigen Aufenthalt auf Deck gestattete. Am Morgen des 27. kam gegen 10 Uhr das Salut feuernde Geschwader in Sicht, welches Se. Majestät nach London zu begleiten bestimmt ist und auf der Reede von Wilhelmshaven lag. Das Geschwader lag in doppelter Kiellinie und Se. Majestät fuhr zunächst in der Mitte zwischen den beiden Schiffsreihen hindurch und hierauf an den beiden Außenseiten der Aufstellung entlang. Gegen Mittag legte die „Hohenzollern“ bei dem Arsenal von Wilhelmshaven fest an. Se. Majestät vereinigte noch einmal diejenigen Herren, die ihn auf der Nordlandsreise hatten begleiten dürfen, zum Frühstück um sich, an dem auch Se. Königliche Hoheit der Prinz Heinrich nebst seinem Adjutanten Herrn von Usebom sowie der Vize-Admiral Paschen, Stationskommandant von Wilhelmshaven, teilnahmen. Im Namen des Gefolges dankte Graf Waldersee Sr. Majestät in warmen Worten für die Reise und beglückwünschte Se. Majestät zu dem befriedigenden Verlauf derselben und zu den günstigen Folgen, welche dieselbe auf die Allerhöchste Gesundheit ausgeübt. Se. Majestät faßte sodann in einigen Sätzen die Eindrücke der Reise zusammen. Hierauf wurde auf das Wohl des jüngsten Sprosses des kaiserlichen Hauses, des Prinzen Oskar, dessen Geburtstag auf heute fiel, getrunken. Se. Majestät entließ darauf huldvollst die Herren des Gefolges, welche am nächsten Morgen durch die zur Begleitung Sr. Majestät nach England bestimmten Herren ersetzt werden sollten. Jeder, der die Ehre und das Glück hatte, die Reise mitzumachen, wird für sein Leben eine schöne Erinnerung bewahren.

(Fortsetzung der Reiseberichte folgt)





## Sturm

Roman

Von Max Ludwig-Dohm

(Fünfte Fortsetzung)

„Nummer siebzehn fieberfrei!“ meldete der Krankenwärter dem Arzt du jour im Hospital der allgemeinen Fürsorge.

„Sie können sich gratulieren, Kirsch!“ sagte Doktor Bergström, als er den Verband wechselte. „In drei Tagen ist der Riß vernarbt. Aber nun wird in den nächsten vier Wochen nicht geflossen, alter Sünder, verstanden? Sonst geht es Ihnen dünn? Haben Sie noch Schwindel? Und können Sie wieder vernünftig denken? Wieviel ist siebenundzwanzig mal sechs?“

„Ist sich — ist sich, also sechs mal zwanzig macht hundertzwanzig und sechs mal sieben macht — macht zweiund — zweiundvierzig, ist sich also hundertsechszundsechszig!“

„Na, so ganz stimmt es nicht, Mann! Aber allmählig wird es schon werden. Bleiben Sie man hübsch ruhig im Bett und nehmen Sie Brom!“

Kirsch sank in die Kissen zurück und fuhr fort, wie vorher, in seine immer noch wirren Gedanken Ordnung zu bringen.

Er hatte bereits festgestellt, wie er in diesen karbolgeschwängerten Krankensaal gekommen war.

Der Hund, der Briddig, wollte ihm die schwarze Tatjana streitig machen. Dabei hatte er doch die beiden Flaschen Likör für das Mädchen bezahlt! Briddig riß es ihm aus dem Arm und lachte brüllend. Das Schlimmste war, daß Tatjana mitlachte. Da war es ihm rot vor den Augen geworden, und er hatte das Messer gezogen . . .

Das war nun auch weg — das Messer, hatte drei Rubel gekostet und war am selben Tag erst bei Georg Meyer gekauft.

Ja, und dann — —?

Kirsch strich sich vorsichtig über seinen Verband. Der Doktor hatte ihm erzählt, was dann passiert war. Dieselbe Flasche, die er für sein gutes Geld gekauft hatte, war auf seinen Kopf herabgekauft.

Der Schuft, der Briddig! Na, dem wird er es noch mal heimzahlen!

„Herrgott!“ murmelte er jetzt. „Wo ist die Mappe?“ Er richtete sich auf und stierte mit aufgerissenem Munde in das Halbdunkel des Saales.

Die Mappe hatte er bei sich gehabt, als sie vom Klub aus losgebummelt waren. Lauter wichtige Papiere hatte sie enthalten: die Quittungen über den verkauften Roggen und über die Kartoffeln und den Brennereiabschluß, auch die Aufstellung seiner Auslagen, die Bankabrechnung und das Wichtigste — die Schildbergschen Hypothekenbriefe.

„Hol es der Teibel! Die Mappe ist verloren!“

Wie er auch in seinem Hirn forschte und grübelte — er konnte sich nicht entsinnen, wo sie geblieben war.

Ob er den Wärter fragte? In dem kleinen Zimmer neben dem Kranken-  
saal bemerkte er Licht und hörte das leise Summen eines Samowars. Da stieg er aus dem Bett und tastete sich schwankend an den anderen Kranken vorbei.

„Lönnis!“ flüsterte er. „Habt ihr meine Mappe? Sieh die Liste nach! Was hab ich mitgehabt, als man mich brachte?“

„Berrückter Kerl!“ knurrte der Wärter. „Denkt jetzt an seine Mappe! Wir haben acht Uhr. Er soll schlafen!“

„Brumm nicht! Soll mir auf ein paar Rubel nicht ankommen: her die Liste!“

In seinem blauen Krankenkittel stand Kirsch in dem überheizten kleinen Raum, über das Aufnahmebuch gebeugt.

Sein roter Bart hing ihm struppig um das Kinn. Mit dem Verband um den Kopf und dem verbissenen Zug in seinem breiten Gesicht glich er mehr einem Räuber als einem herrschaftlichen Gutsverwalter.

„Hier bin ich!“ Er drückte den Daumen auf seinen Namen:

„Sa Kurat! Donnerwetter! Acht Tage liege ich schon hier in dem Kasten. Ein Anzug — eine silberne Uhr — ein Portemonnaie mit dreiundfünfzig Rubel zwanzig Kopfen — und mein Mantel, mein Hut, meine Mappe?“

„War nicht dabei!“ sagte Lönnis gelassen.

„Ich muß gehen — auf die Polizei — muß weg! Auf der Stelle. Hol mir die Sachen!“ drängte Kirsch in heller Aufregung.

Der Wärter schlürfte in aller Gemütsruhe seinen Tee aus der Untertasse.

„Geh doch! Hast ja einen feinen Pelz an! Kannst ihn brauchen. Ist hübsch kalt draußen!“ Er grinste und rührte sich nicht vom Fleck.

Aber der Macht des Rubels erlag bald auch die Feste dieser Pflichttreue.

„Dort ist die Kammer. Da im Kasten liegt der Schlüssel. Hast Nummer fiebzehn. Ich weiß von nichts — du bist fortgelaufen!“

Wenige Minuten später schlich eine komische Gestalt aus dem Torweg des Hospitals und verschwand aus dem Lichtkreis der Petroleumlaterne im Dunkel der Straße.

„Ja, was ist denn los?“ fragte sich Kirsch, den allzu kurzen Mantel des Wärters gegen die nächtliche Kälte zusammenhaltend. „Neval hatte doch früher Gaslicht auf den Straßen!“

Nicht eine Laterne brannte weit und breit, und selbst die Fenster der Häuser lagen in tiefstem Dunkel. Man konnte die Hand nicht vor Augen sehen.

„Bin ich etwa blind geworden?“ Kirsch drehte sich um. Da sah er hinter sich den gelben Stern des Hospitallichts leuchten; Gottlob, blind war er nicht!

Aber was sollte diese Finsternis bedeuten? „Au!“ schrie er. Er war gegen einen Laternenpfahl gerannt.

„Ja, was mach ich denn da? — Rechts muß ich mich halten, dünkt mir, wenn ich zum ‚Gelben Affen‘ will.“

Er tappte sich weiter durch die Nacht, voller Angst und mit zitternden Knien. Wenn er Schritte hörte, drückte er sich gegen die Wand und wagte nicht, die Vorübergehenden anzusprechen.

Er mochte eine Viertelstunde gegangen sein, da hörte er eine Stimme, die ihm das Blut erstarren ließ.

Hatte er recht gehört? Nannte die Stimme nicht eben Tatjana?

Ein bittersaurer Brandgeruch lag in der Luft, und in dem Schein einer Blechlaterne erkannte er einen schwarzen Trümmerhaufen. Dort kam die Stimme her, und der Polizist, der dort Wache hielt, war es, der da sprach. Mit wem nur? Kein anderer Mensch war in der Nähe zu sehen!

„Geh deiner Wege! Was willst du von mir, Mädchen? Jeden Abend muß ich es dir sagen: ich habe deinen Kopf doch nicht! Dort unter dem Ofen liegt er, der auf dich raufgefallen ist . . .“

Mit schwerem Tritt verließ der Polizist seinen Platz und fing an, auf und ab zu gehen, wobei er sich von Zeit zu Zeit schein nach dem verkohlten Gebälk wandte.

Kirsch standen die Haare zu Berge. „Mit wem sprichst du?“ Der Polizist schrak zusammen.

Als er die Harmlosigkeit des Fragestellers erkannte, gab er ihm Antwort:

„Hast du sie nicht gesehen — die Tatjana dort aus der Weiberkneipe? Sie kommt alle Abend und verlangt von mir ihren Kopf! Wo soll ich ihn denn finden? Mag sie die Hunde fragen, die das Hurennest ausgeräuchert haben. Vielleicht wissens auch die noblen Herren, die so stink raus waren. Wenn es nach denen gegangen wäre, hätten die Weiber alle geschmort wie Tatjana. Es war ein hübsches Luder, schwarz wie der Satan und Augen wie 'ne Hexe. Nu is se ohne Kopf begraben. Der Ofen ist drauf gefallen! Da such ihn einer! Siehst du sie nicht? Da — — —! Sie findet keine Ruhe ohne ihren Kopf . . .“

Entsetzt wandte sich Kirsch um und eilte die Straße hinab.

„Der Kerl ist verrückt!“ sagte er einmal über das andere. „Verrückt! Vollkommen verrückt! Ist denn in den acht Tagen die ganze Welt auf den Kopf gestellt? Was schert mich die Tatjana, wenn sie tot ist? Meine Mappe soll sie mir wiedergeben! Oh jeh — das wird eine schlimme Sache. Sie ist

natürlich mitverbrannt in der verdamnten Baracke. Die alte Schildberg wird Zetermordio schreien. Der ganze Handel gilt nicht, wenn die Hypothekenbriefe nicht da sind. Ach was — dann behält sie sie einfach, die verdrehte Schraube. Dem Baron wird es recht sein!“

In solchem Selbstgespräch machte der Borküller Verwalter seinem schlechten Gewissen Luft. Die Papiere gehörten der Gräfin Schildberg, die vor Jahren mit einem Teil ihres Vermögens die Borküller Brennerei beliehen hatte. Seitdem ihre Frömmigkeit so fanatisch geworden war, bereute sie es immer mehr, ihr Geld für ein ihrer Meinung nach sündhaftes Unternehmen gegeben zu haben. Letzten Endes war es aber doch die Befürchtung, der Pfandwert der Brennerei möchte in den bewegten Zeiten verlieren oder gar vollkommen illusorisch werden, was sie jetzt zu dem Entschluß gebracht hatte, die Hypothekenbriefe zu verkaufen. Man hörte ja alle Tage von eingäscherten Fabriken.

Kirsch war mit dem Handel beauftragt worden und hatte auch bereits durch einen Nevaler Makler einen Käufer gefunden. Es sollte eine reichliche Provision für ihn abfallen, auf die er sich schon gepöpst hatte. Nun stand der ganze mühelose Gewinn durch den Verlust der Mappe auf dem Spiel.

Der Ärger darüber nahm ihm in der stockfinsternen Stadt vollends jede Orientierung. Er stolperte von einer Straßenseite auf die andere, immer vor sich hinschimpfend und murmelnd, bis es ihm selber unheimlich in den Ohren klang.

Da brachte ihn der gleichmäßige feste Tritt einer Soldatenpatrouille zur Befinnung. Sie marschierte vor ihm die Straße entlang:

„Die wird ja wohl irgendwo hingehen, wo es Licht gibt,“ dachte er und folgte ihr vorsichtig.

Da erschallte plötzlich aus einer engen Seitengasse wildes Jöhlen. Ein Kommando klang scharf und drohend durch die Nacht. Metallisch klorrte das Spannen der Gewehre. Ein Hagel von Steinen fauste durch die Luft und fiel krachend auf das Pflaster nieder. Kirsch hielt beide Arme über den Kopf, um sich zu schützen. Dann machte er kehrt und rannte, was er konnte, eine Querstraße hinauf. Schüsse fielen hinter ihm.

Das Massiv eines Turmes tauchte jetzt silhouettenhaft aus der Finsternis. Er erkannte den „Kiel in de Kōf“, der auf halber Höhe des Domes stand. Jetzt hatte er endlich die Richtung.

Oben auf dem Dom, der uralten adligen Siedelung, besaß die Gräfin Schildberg mehrere Häuser. Der Küster der Domkirche hatte im Nebenamt ihre Verwaltung übernommen und genoß das volle Vertrauen seiner Herrin. An ihn wollte Kirsch sich wenden. Er würde ihm Rat geben in seiner Bedrängnis.

Von der Höhe des Berges winkte der Schein vieler Lichter. Er kam aus dem Schloß des Gouverneurs und wurde von den großen goldenen Kuppeln der russischen Kathedrale zurückgeworfen. Ein Summen erfüllte die Luft, das

Kirsch sich nicht erklären konnte. Als er um die Ecke bog, den letzten Aufstieg zu nehmen, sah er eine Menschenmauer vor sich, die Weg und Platz versperrte.

„Was ist los?“ fragte er einen der Burschen in der äußersten Reihe.

Der guckte ihn groß an: „Bist du aus den Wolken gefallen, daß du es nicht weißt?“

Man wandte sich nach ihm um und verhöhnte seine Ahnungslosigkeit. Ärgerlich kehrte er sich ab, und da er sah, daß hier kein Durchkommen war, eilte er den Berg wieder herunter, um durch die engen Gassen der Innenstadt von der andern Seite aus sein Ziel zu erreichen. Er kam zu den steilen Stufen des kurzen Dombergs, die er in atemloser Hast emporklettern wollte. Aber an dem eisenbeschlagenen Tor, das den letzten Teil des Weges abschließt, prallte er zurück. Sonst stand es immer weit offen — heute war es fest geschlossen. Soviel er auch rüttelte — es gab nicht nach.

Wieder machte er kehrt. Ganz durchnäßt von Schweiß und ermattet von den Strapazen der Nacht versuchte er die letzte Möglichkeit, den Dom zu erreichen. Er lief die Raderstraße entlang, als gelte es sein Leben.

Über der ganzen Stadt lagen Schrecken und Angst gebreitet und erhöhten die Qualen seines schlechten Gewissens. Er mußte endlich erfahren, was passiert war, mußte mit einem Menschen sprechen: er fühlte, daß er sonst seinen Verstand verlieren würde.

„Ich bin ja schon verrückt!“ sagte er und griff nach seinem wunden Kopf, der ihm schmerzte und im Fieber glühte.

„Was ist siebenundzwanzig mal sechs?“ Doktor Bergströms Frage fiel ihm ein. Um sich selbst zu kontrollieren und seine Erregung zu dämpfen, begann er krampfhaft zu rechnen.

„Stoi!“ schrie eine rauhe Stimme mitten in seine Rechnung hinein.

„Kto tam? Halt! wer ist da?“

„Hundertzweiundsechszig!“ schrie Kirsch und knickte in die Knie vor Schrecken.

Der Ruf kam von dem Posten, der den Ausgang zum Dom bewachte. Er nahm die Handlaterne aus seinem Schilderhaus und leuchtete dem Verwalter ins Gesicht.

„Wo wollen Sie hin? Der Zugang ist gesperrt!“ sagte er barsch. „Oben kann niemand durch — da stehen Soldaten!“

„Ich will ja bloß zum Küster!“ jammerte Kirsch. „Oben im Haus Schildberg — ich wohne dort! Komme eben aus dem Krankenhaus — habe mich in der Dunkelheit nicht zurechtgefunden! Sehen Sie doch nur — ich bin ja noch ganz krank!“

Der Soldat ließ ihn passieren. Aber mehr als einmal mußte er sein Lamento vorbringen, bis er an dem Tor des alten Hauses läuten konnte. Endlich war er in Sicherheit.

Oben im zweiten Stockwerk hatte Küster Frey seine Wohnung. Der kleine Mann mit dem freundlichen pastoralen Gesicht war nicht wenig erschrocken, als

er Kirsch's verwahrloste Gestalt erblickte. Aber in seiner duldsamen Art fragte er nicht lange nach der Ursache seines verstörten Aussehens, sondern führte ihn zunächst in das behaglich durchwärmte Wohnzimmer, in dem noch die Reste des Abendbrots um den Samowar standen.

„Wieder gebummelt, alter Freund? Na — Sie haben uns ja schöne Dinge eingebracht! Stellt sich hin und hält Brandreden, daß die Esten alle den Verstand verlieren!“

„Ich — ich?“ stammelte Kirsch.

„In Eurem Klub fing es an! Und jetzt steht auch Ihr Name auf der Liste der Führer. Das ist also der Dank für den schönen Posten auf Vorküß, daß Ihr jetzt die Deutschen verrätet! Hätte ich niemals für möglich gehalten, Herr Kirsch!“

Borwurfsvoll zitterte die Stimme des Alten. Der Verwalter aber sank vernichtet auf einen Stuhl.

„Ich unter den Führern? Besoffen war ich — das stimmt! Da quatscht einer manchen Unsinn!“

„So? Daß die Leute jetzt in der Gasanstalt streiken und den Direktor in den Sack gesteckt haben, war das auch etwa nur so eine betrunkene Idee von Euch? Und daß die Mordbrenner jetzt durch die Straßen ziehen? Kirsch, Kirsch! Die Ausrede gilt nicht, wenn man Euch faßt. Die Kosaken sind auf dem Weg, und längst sind die Stricke gedreht, an denen die Volksverheer baumeln werden!“

Kirsch schluchzte laut auf unter den verdammenden Worten des Alten. Auf seinem Gesicht malte sich Todesangst. Er barg den Kopf in den ver-schränkten Armen und heulte wie ein Kind, das Prügel bekommen soll.

Küster Frey verspürte Mitleid. Allerdings — so sah ein Revolutionär nicht aus, wie dieser Jammerlappen. Da war wohl doch manches übertrieben.

„Kirsch!“ sagte er gütig. „Dem Bußfertigen winkt Gottes Barmherzigkeit. Die Esten werden Vernunft annehmen. Eben haben die Arbeiter eine Deputation zum Gouverneur geschickt. Er ist ein gerechter Mann. Er wird sie beruhigen. Nun trösten Sie sich nur: ich gehe jetzt und bestelle einen heißen Grog. Das Fieber schüttelt Sie ja . . .“

„Was mache ich bloß?“ war die bange Frage, die sich Kirsch stellte, als er allein war. Er trat ans Fenster, von dem aus das Meer sichtbar war und kühlte seine brennende Stirn an den Scheiben. Im Hafen flimmerten die Lichter der verankerten Schiffe. Jrgend eins davon war die Barke, die das Vorküßler Korn geladen hatte. Richtig — morgen in aller Frühe ging sie nach Finnland in See. Dem Schiffer hatte er oft Briefe und Grüße an seine Schwester mitgegeben, die drüben auf Hogland, der einsamen Insel vor Kotta, die Frau des Leuchtturmwärters geworden war. Dort würde kein Verräter vermutet werden, und kein Kosak seine Nagaika schwingen: dort war Sicherheit!

Blötzlich schien es Kirsch der einzige Ausweg aus allen seinen Schwierigkeiten zu sein, nach Hogland zu der Schwester zu fliehen!

Scheu lauschte er um sich. Hinten aus der Küche drang die gedämpfte Stimme des alten Frey, der mit seiner Schwester verhandelte. Auf Zehenspitzen schlich der Verwalter zur Tür und verschwand wie ein Schatten im dunklen Treppenhaus.

Unten auf der Straße nahm ihn jetzt der Strom der Menschen auf, die sich von dem Platz aus in die Stadt zerstreuten.

„Der Kriegszustand wird erklärt!“ hieß es unter der Menge. „Die Kosaken sind da. Na — mögen sie! Wir wollen sehen, wer der Stärkere ist. Auf das bißchen Leben kommt es nicht an.“

Aber Verwalter Kirsch dachte anders. Sein Dasein schien ihm noch durchaus lebenswert. Am Fuß des Torwegs angelangt, trennte er sich von dem Schwarm und hastete, am Turm der dicken Margarete vorbei, dem Hafen zu.

Aus den vergitterten Fenstern der klasterdicken Mauern hörte er Ausrufe: „Befreit man uns bald? Ist die Republik erklärt?“

Es bedurfte nicht der Aufmerksamkeit des Postens, um Kirsch am Antworten zu verhindern. Stumm schlich er vorüber.

Im Hafen schaukelten die Schiffe, Ankerketten rasselten, Laue knirschten. Es roch nach geteertem Segeltuch und nach Fischen.

„Was machst du hier, Roter?“ fragte eine gutmütige Stimme. Gottlob, es war der Barkenführer, den er suchte. Kirsch packte ihn am Arm wie seinen Retter — — —

(Fortsetzung folgt)



## Die Natur des Denkens

Von Dr. Richard Müller=Freienfels in Berlin



Wenn jemand bis vor kurzem ein Lehrbuch der Psychologie zur Hand nahm, um darin über die Natur des Denkens nachzulesen, so hat er es gewiß bald enttäuscht beiseite gestellt. Denn so unglaublich es den Laien anmuten mag, vom „Denken“ wurde in der Psychologie kaum gesprochen. Es war da die Rede vom Empfinden, vom Fühlen, vom Vorstellen und vom Wollen, aber eine besondere Funktion des Denkens wurde nicht anerkannt von den meisten Psychologen. Es ging das vor allem auf Locke und Hume zurück, die bekanntlich alles höhere Seelenleben auf die äußeren Empfindungen und ihre schwächeren, inneren Nachbilder, die Vorstellungen, zurückführen wollten. Und hierin sind die meisten neueren Psychologen auf dem Standpunkt jener stehen geblieben,